

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kat Rosenfield
Tiefe Wellen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kapitel 1

VOR 15 JAHREN

Der Sonnenuntergang färbt noch nicht den Himmel rot, als die hochgewachsene junge Frau sich von ihrem Haus an den Klippen auf den Weg hinunter zum Strand begibt. Sicherem Schrittes steigt sie die Holzstufen hinunter, die von Sand und Witterung glattgeschmiregelt sind. Leichtfüßig tritt sie auf, hell heben sich ihre nackten Zehen vom dunklen Untergrund ab. Sie hinterlässt kaum Spuren, als sie über die Treibholzreste eines Baumes und um die zerklüftete Felsgruppe herum schreitet, wo der kleine, blasse Körper einer Krabbe reglos in einem Gezeitentümpel treibt und ihre Artgenossen hastig zur Seite huschen.

Der Strand ist leer, so weit das Auge reicht. Die einzigen lebenden Wesen sind drei Möwen, die hoch am Himmel über ihr kreisen. An anderen Tagen, an Sommertagen, ist dieser Strandabschnitt dichtbevölkert. Kinder spielen in den flachen Pfützen, ein junger Mann und sein Hund sprinten durch die Wellen; das ältere Ehepaar, das weiter unten am Strand lebt, schlendert Hand in Hand mit gleichen Jacken bekleidet an der Wasserlinie entlang. Sie heißen Peter und Polly, doch ebenso wenig wie die junge Frau das weiß, kennen sie ihren Namen. Ihre Bekanntschaft ist flüchtiger Natur. Die älteren Leute lächeln und winken nur und nicken mit ihren weißhaarigen Köpfen als höfliches Zeichen des Wiedererkennens in Richtung der Frau mit

den breiten Schultern, den auffälligen blauen Augen und dem tailenlangen, dichten Haar, das so zerzaust und wild ist, dass nur sein eigenes Gewicht es unter Kontrolle halten kann. An manchen Tagen sehen sie sie am Strand, auf dem Weg ins Wasser oder wieder hinaus, und dann bleiben sie stehen, um sie zu grüßen; an anderen Tagen schwimmt sie im Meer, wenn sie vorübergehen. An diesen Tagen, so wissen sie mittlerweile, brauchen sie sie gar nicht erst zu grüßen. Sie blickt niemals zurück zum Strand, scheint sie nie zu bemerken, nicht einmal, wenn sie an der Wasserlinie stehen und über die Wellen rufen. Peter, der früher Elektriker war und immer noch stolz auf seinen praktischen Verstand ist, äußert seiner Frau gegenüber die Vermutung, die junge Frau trage bestimmt Ohrenstöpsel zum Schutz ihres Trommelfells, sie habe wahrscheinlich eine Mittelohrdrainage.

»Gewiss, Liebling«, erwidert Polly, und sie setzen ihren Weg fort. Doch später, wenn sie allein ist, wird Polly grübeln. Sie hat das Gesicht der jungen Frau an der Wasseroberfläche gesehen. Es lag so still und ausdruckslos im Sonnenlicht wie eine Silbermünze. Sogar aus einem Abstand von zwanzig Metern lag etwas Beunruhigendes in der Art, wie sie zurückblickte – wie aus großer Ferne, mit entrückten Augen.

An manchen Tagen taucht sie gar nicht auf, und das Ehepaar fragt sich, wo sie wohl sein mag, und ob sie vielleicht krank ist. Nie kommt ihnen in den Sinn, dass sie anders sein könnte als sie. Wie die meisten Erdenwesen messen

Peter und Polly die Zeit anhand des Sonnenstandes. Sie genießen es, wie ihre letzten Strahlen ihnen den Rücken wärmen, wenn sie am Strand entlang zurück nach Hause streben. Gemütlich auf ihrer Veranda sitzend, eine Flasche Wein zwischen sich, sehen sie ihr gerne zu, wie sie in einem Feuerwerk von Rosa und Karmesinrot hinter dem Horizont versinkt.

Die junge Frau jedoch misst die Zeit anhand des Mondes und der Art, wie seine Anziehungskraft die See in ihrem unzerreißbaren Bann hält, sie dazu bringt, die Küste zu bedecken und sich dann zurückzuziehen, immer weiter hinaus. Sie legt den salzigen, schlammigen Grund frei, die glitzernden Bänke tiefblauer Muscheln und die glatten und glitschigen Steine, die mit Seepocken wie kleine, brüchige Zähne bedeckt sind. Die Frau kommt, wenn die Flut am höchsten steht.

Heute ist der Strand verlassen. Peter und Polly sind schon lange fort, und nicht ein einziges Kind spielt in den Wellen. Der Herbst hat das Wasser abgekühlt, die Abende aufgefrischt und alle außer den hartnäckigsten Schwimmern vertrieben. Doch ihr hat eiskaltes Wasser noch nie etwas ausgemacht. Als sie ihr Kleid abgestreift hat und in die Wellen schreitet, umspült sie das Wasser wie kühle Seide. Sie legt ihre Hände auf die Oberfläche und atmet die Seeluft tief ein.

»Ich bin hier«, sagt sie leise. »Ich bin dein. Dein, wie ich es immer gewesen bin und ewig sein werde.«

Die Stimme, die ihr antwortet, scheint von überall her zu kommen. Sie steigt aus den Tiefen des Wassers auf, hallt in ihrem Kopf wider. Sie blickt sich nicht um, nicht mehr. Nach so vielen Malen, die sie hinunter zum Wasser gegangen ist, weiß sie, dass niemand außer ihr die Stimme hören kann.

Du bist mein.

»Ja«, sagt sie sanft und liebevoll. Ihre Finger streicheln die gekräuselte Wasseroberfläche und hinterlassen winzige Rinnen, die sich unmittelbar wieder schließen. Ihre Stimme gleicht einem Schnurren. »Ja.«

Das Kind ist meines.

»Ja. Sie wird dich genauso lieben, wie ich dich liebe, auf ewig.«

Der Mann ist nichts.

»Nichts«, haucht sie, und das Wort versetzt ihr einen kalten Stich ins Herz. Sie wappnet sich und wiederholt es lauter. »Nichts. Er ist nur ein Mann. Ein Mittel zum Zweck. Er hat mir das Kind geschenkt, aber ich habe ihm nichts gegeben, und er ist nichts.«

Es ist nicht das erste Mal, dass sie diese Worte ausspricht. Sie sagt sie seit Jahren, verschenkt sie bereitwillig jeden Tag, seit dem ersten Moment, als sie in die Wellen getreten ist und die Sonne wie Feuer von ihrem Ehering reflektierte. Sie spricht sie wie ein Gelöbnis, aus den Tiefen ihres Herzens, ein Versprechen, das sie immer bereit war zu halten.

Sie kann sich noch an die Zeit erinnern, als es ihr ernst war.

Als sie jedes Wort glaubte, das ihr über die Lippen kam, weil sie so tief an sich selbst glaubte, an ihre eigene Brillanz, an die Lösung, die narrensicher und gewiss erschien. Sie hatte recherchiert. Sie hatte sich Zeit gelassen. Sie kannte die Regeln, daher hatte sie sorgsam einen Mann ausgewählt, durch den sie sie würde befolgen können – einen Mann, von dem sie gewiss war, dass sie ihn niemals würde lieben können. Sie hatte ihn ausgewählt und dann verführt, mit chirurgischer Präzision und klinischer Distanz. Dieser leidenschaftslose Langweiler von einem Professor – für ihn gab es nur harte Fakten und kühle Logik. Er war genau die Art Mann, in den sie sich niemals verlieben würde. Und sie vermutete, dass er dieses Gefühls unfähig war. Irgend-eines Gefühls, im Übrigen. Er war zu kalt, zu bieder, zu festgefahren in seinen Gewohnheiten, um eine andere Person in sein Herz aus Stein zu lassen. Er war unter seinen Büchern, Mineralien und Akten begraben.

Hundertprozentig sicher, genau wie sie geplant hatte. Genauso, wie sie von vornherein gewusst hatte, dass er sein würde.

Auch hatte sie wahrhaft geglaubt, dass sie ideal für ihn und er ideal für sie sei. Es war immer ihre Absicht gewesen, einen Mann zu finden, der ihr genau das gab, was sie brauchte, nicht mehr, doch glücklicherweise hatte sie einen gefunden, von dem sie sicher war, dass auch sie seine Bedürfnisse befriedigen konnte. Sie brauchte ihn nur anzusehen, um zu wissen, dass dieser Mann, der das Alter, in dem sich die meisten Männer verheiraten, schon lange überschritten

hatte, eine Ehefrau gar nicht brauchte, dass er keine tiefe Sehnsucht nach einer Gefährtin hegte, die sein Leben teilte. Das erkannte man schon allein an seiner Lebensweise: Er war ein Einzelgänger ohne nahe Verwandte oder Freunde, und seine wenigen gesellschaftlichen Kontakte waren rein beruflicher Art. Dennoch fühlte er sich nicht einsam; er hungerte nicht danach, zu lieben oder geliebt zu werden. Das lag nicht in seiner Natur. Doch er würde zu schätzen wissen, was sie zu bieten hatte: ein gepflegtes Heim, zu dem er abends zurückkehren konnte, eine Partnerin, wenn er allein war. Eine fruchtbare, schöne junge Frau, die sein Bett wärmte. Im Gegenzug würde er ihr das geben, was sie sich wünschte: einen Ring, ein Zuhause und – am allerwichtigsten – ein Baby. Ihre Tochter, ihr kleines Mädchen. Die Ehe, der Mann waren nur Vehikel für das Kind, nach dem sie sich immer gesehnt hatte.

Ihr Mann konnte ihren Körper haben, aber nicht ihr Herz. Ihr Herz niemals. So würde es sein, denn so hatte sie es geplant. Ihr Herz war nämlich schon von einem anderen in Besitz genommen worden. Es hatte ihm immer gehört und würde ihm immer gehören. Es war, wie sie es versprochen hatte, in jener ersten Nacht am Ufer, noch immer in ihrem knochenweißen Hochzeitskleid.

Ich bin hier. Ich gehöre dir. Ich bin dein, wie ich es immer gewesen bin und wie ich es ewig sein werde. Ich werde dich niemals verlassen, und wenn die Zeit gekommen ist, werde ich dir bereitwillig folgen.

Ein Windstoß weht ihr das Haar von den Schultern und

lässt ihr einen kalten Schauer den Rücken hinunterlaufen.

Die Flut kommt herein, genau wie am ersten Tag und an jedem darauffolgenden Tag. Die Wellen umspülen in schaumigen Wirbeln ihre Knöchel. Der Sand schlüpft unter ihren Füßen, wie er es immer getan hat.

Sie schreitet ins Wasser, wie sie es immer tut.

Und sie denkt, wie so oft in letzter Zeit, dass sie die Zeit gerne um fünf Jahre zurückdrehen würde zu dem Tag, an dem sie sich ihm zum ersten Mal mit einem Lächeln auf den Lippen genähert hatte, das offene Haar üppig über die Schultern fließend. Sie würde sich kräftig ohrfeigen. Sie fragt sich verbittert und nicht zum ersten Mal, wie sie so dumm hatte sein können, so rücksichtslos, so kurzsichtig und voller Überheblichkeit.

Und sie betet verzweifelt und nicht zum ersten Mal, dass sie immer noch einige Geheimnisse für sich bewahrt haben möge. Dass die Gefühle, die sie für ihren Ehemann hegt und die sie nie für möglich gehalten hätte, an einem wasserdichten, unerreichbaren Ort bleiben mögen. Dass sie eine so gute Lügnerin ist, wie sie immer von sich geglaubt hat, jetzt, wo es wichtiger ist denn je.

Sie hat so viel mehr zu verlieren.

Im Wasser sind Schatten. Sie greift nach ihnen, wie auch sie nach ihr greifen, während sie gegen die hereinkommende Flut ins Wasser steigt. Sie schließt die Augen, als sich die Wellen an ihren Hüften brechen, atmet tief ein und

lässt sich tiefer hineinsinken, fühlt das Wasser unter ihrem Kinn lecken. Als die Sonne ihren letzten goldenen Seufzer am Himmel aushaucht, schwimmt sie los.

Nur das schwindende Licht verrät, wie viel Zeit vergangen ist, als sie sich umwendet. Die Wogen schlagen und schäumen und rauschen an ihr vorbei, küssen den Strand und zischen in den Spalten zwischen den geduckten Felsen. Sie rufen ihren Namen, als sie an den Strand brausen, mit der ganzen drängenden Leidenschaft eines atemlos flüsternden Liebhabers. So ist es immer gewesen, wenn es Zeit wurde zu gehen. So ist es immer, wenn der, der einen liebt, mächtig ist und eifersüchtig und es hasst, seine Geliebte gehen lassen zu müssen.

»Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich dir bereitwillig folgen«, flüstert sie wieder. »Und sie wird es auch tun.«

Doch noch ist es nicht an der Zeit, noch nicht. Es wird noch Jahre dauern – ihr eigener Körper wird vom Alter gezeichnet, ihre Tochter fast eine Frau sein –, bevor sie dieses unbedeutende Leben gegen das endlose eintauscht, das danach kommt.

Der Wind legt sich, und die Abendkühle verursacht ihr Gänsehaut. Sie dreht sich um und schwimmt an Land, durchteilt mit eleganten Schlägen das Wasser, das sich allmählich beruhigt, als sie an der Oberfläche entlanggleitet. Ihre blassen Beine schlängeln lang und stark hinter ihr her, bis ihre Finger den rauen Boden berühren und ihre Füße wieder Halt auf dem weichen, groben Sand spüren.

Über ihrem Kopf kreischt triumphierend eine Möwe, während sie eine fest geschlossene Muschel loslässt und diese glitzernd auf die Felsen springt. Der Vogel stürzt sich im letzten fliehenden Licht des Tages hinunter, um sein Abendessen zwischen den Muschelschalen herauszupicken. Der Himmel ist flammend rot, als sie tropfend aus dem Wasser steigt und hinaus zum Horizont blickt. Ihre Augen schweifen über einen lavafarbenen Ozean, der glasig und still geworden ist. Sanfte Wellen rollen in tragem Rhythmus herein.

Von einem weit entfernten Ort oberhalb des Strandes ertönt das Quietschen und Klappen einer dünnen Fliegengittertür. Ein Verandalicht wird eingeschaltet; ein hochgewachsener, schlanker Mann steht als tintenschwarze Silhouette auf der Veranda eines verwitterten Hauses und ruft ihren Namen.

»Ich weiß, wer ich bin«, flüstert sie. »Er bedeutet mir nichts.«

Doch die Worte enthalten weder Trost noch Wahrheit.

Aus dem Haus in den Schatten oberhalb des Strandes dringt das Weinen ihrer Tochter.